

**Saskia Goldschmidt: VERPLICHT GELUICKIG
(Zum Glücklichsein verpflichtet)**

Porträt einer Familie

I

Der Storch und der Frosch

Wenn mein Vater gute Laune hat und mit uns spielen will, singt er das Lied von der Froschmutter, die traurig mit ihrem Kind auf dem Schoß am Ufer der Rotte sitzt. Sie zeigt ihrem Kleinen den Storch in der Nähe und sagt: „Der Storch ist der Mörder deines Vaters.“ Und ohne besonderes Feingefühl für die zarte Kinderseele fährt sie fort: „Er hat ihn mit Haut und Haaren aufgefressen.“ Daraufhin versucht der kleine Frosch, mit der Mutter mitzuhalten und zu sagen, was sie wohl von ihm erwartet. „Herrgott noch mal!“, ruft er wütend. Das tut mein Vater in einer solchen Lautstärke, dass wir uns jedes Mal wieder erschrecken. Danach wird das Lied mit der folgenden großspurigen Aussage des kleinen Froschkindes beendet: „Hat dieser Mistkerl das getan? Wenn ich groß bin, liebe Mutter, verpasse ich ihm eine Tracht Prügel!“ Bei dem ‚Herrgott noch mal‘ runzelt meine Mutter immer leicht die Stirn, denn sie stammt aus einer anständigen Familie. Aber sie will uns den Spaß nicht verderben und hält sich zurück.

Eigentlich ist mein Vater Paul der aufgefressene Froschpapa aus dem Lied und wir die mit Kraftausdrücken um uns werfenden Kleinen auf dem Schoß einer machtlosen Mutter. Mein Vater ist zwar nicht im Magen des Storches gelandet, aber die Tatsache, dass er in Bergen-Belsen beinahe krepirt ist, ist fast dasselbe.

Er ist gemeinsam mit seiner ersten Frau Renate aus dem Konzentrationslager zurückgekehrt. Einige Jahre lang versuchen sie, sich ein normales Eheleben aufzubauen, bis Renate 1950 den Mann ihres Lebens trifft und ihm schon bald nach Amerika folgt.

Mein Vater findet in den Armen von Heleen Viehoff Trost, einer elf Jahre jüngeren Psychologie-

Studentin der Universität Amsterdam, die meine Mutter werden soll.

Heleens Vater ist Richter. Ein warmer, musikalischer, begabter Mann, der mit zunehmendem Alter stets häufiger an Depressionen leidet. Ihre Mutter ist eine dominante, standesbewusste Frau, der Heleen nicht gewachsen ist.

Zu der Zeit, als Paul meiner Mutter einen Heiratsantrag macht, begeht ihr Vater Selbstmord. Er erhängt sich, nachdem er die vornehme Villa in der nordholländischen Region Het Gooi für einen kurzen Familienbesuch in Dordrecht verlassen hat.

Die Ehe mit seiner kühlen, dominanten Gattin wird diesem sensiblen Mann wenig Freude bereitet haben. Außerdem wird er von Schuldgefühlen geplagt, da er meint, im Krieg versagt zu haben.

Als Richter fällt er im Februar 1943 ein mutiges Urteil, in dem er öffentlich gegen die Missstände in den Gefangenenlagern protestiert. Er ruft dazu auf, den Verurteilten keine längeren Strafen als die Dauer der Untersuchungshaft zu geben. Diese Aktion wird als ‚Urteil von Leeuwarden‘ bekannt.

Der Aufruf ist ein unverkennbarer Protest gegen die deutsche Besatzungsmacht. So wird mein Großvater gleich nach diesem Urteil des Amtes enthoben und taucht unter. Trotz seines tatkräftigen Protestes wirft er sich weiterhin vor, zu wenig getan zu haben oder vielleicht zu spät aktiv geworden zu sein. Während seiner Depressionen fühlt er sich mitschuldig am Holocaust.

Heleen erkennt bei ihrer Mutter nach dem Tod des Vaters keine Trauer, lediglich Verletztheit darüber, dass ihr Mann sie auf diese Weise ins Gerede gebracht hat. Die Beerdigung ist ein eisiges Schauspiel, bei dem keine einzige Gefühlsregung gestattet ist. Die Witwe läuft allein fünf Meter hinter dem Sarg ihres Mannes und hat ihre beiden Töchter, junge Frauen Anfang zwanzig, gebeten, zehn Meter Abstand von ihr zu halten. So wird der Tote ohne weitere Umschweife zu Grabe gebracht. Seine Frau verliert nie wieder ein einziges Wort über ihren Ehemann, und meine Mutter, die ihren Vater sehr geliebt hat, bleibt mit ihrer Trauer allein.

Ein Jahr lang zögert Heleen, bevor sie Paul ihr Jawort gibt. Sie fragt sich, ob sie mit diesem vom Krieg so gezeichneten Mann glücklich werden kann.

Mit ihrem Jawort verpflichtet sie sich dazu, ihren selbst gewählten Auftrag zu erfüllen. Sie betrachtet es von diesem Moment an als ihre Aufgabe, ihn glücklich zu machen.

Eine unlösbare Aufgabe, wie sich herausstellen soll, denn um das KZ zu überleben, hat Paul die Tür zu seinen Gefühlen hermetisch abgeriegelt und den Schlüssel weit weggeworfen. Unauffindbar. Seinen Alltag sieht er stets im Lichte seiner Erfahrungen aus dem KZ, und sein Überlebensschuldgefühl treibt ihn zu einem Arbeitsrhythmus, dem alles in der Familie weichen muss. Solange er arbeitet, kann er die überstandenen Gräuel auf Abstand halten. Darum wagt es niemand, ihm jemals übel zu nehmen, dass seine Arbeit an erster Stelle steht.

Der Auftrag meiner Mutter wird auch zu dem unseren. Wir sollen dem Storch gemeinsam eine Tracht Prügel verpassen, beziehungsweise die Folgen dieses verdammten Lagers für meinen Froschpapa wo möglich mildern. Meine beiden Brüder, einer älter und einer jünger als ich, meine kleine Schwester und ich sind alle von der Tatsache durchdrungen, dass unser Vater etwas Schreckliches erlebt hat und wir alles in unserer Macht Stehende tun müssen, um ihm sein Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Womit wir unserem Vater großen Kummer bereiten, ist Streit. Streit ist in unserem Haus tabu. Wenn meine Brüder, meine Schwester und ich uns in die Haare kriegen, gerät meine Mutter sofort in Panik. Streit berührt verbotenes Terrain. Meine Mutter bekommt einen hochroten Kopf, wenn sie uns voneinander trennt, sie atmet schwer und pfeifend, während sie uns nach oben schickt. „Ihr wisst doch, dass Papa arbeitet. Sofort still jetzt“, sagt sie mit unterdrückter, wütender Stimme.

Ohne Protest verschwinden wir alle in unseren Zimmern. Dort fühle ich mich schuldig. Ich habe mich angestellt. Bosheit ist eine schlimme, kleingeistige Gefühlsregung, die nur bei primitiven Menschen vorkommt. Bei Faschisten. So will ich nicht sein. So verschwindet unsere Bosheit langsam aber sicher, sie taucht unter.

Sich nichts gefallen lassen und für sich selbst aufkommen sind Qualitäten mit negativem Beigeschmack. Widerworte zu geben, gehört nicht zu unserem Repertoire. Mit der folgenden Geschichte illustriert mein Vater, wie man verletzende Bemerkungen über sich ergehen lassen muss.

Als er nach zwei Jahren im Lager, im Herbst 1945, zum ersten Mal wieder bei seinem Berufsverband für Logopäden erscheint, sagt der Vorsitzende, als er diesen mageren Mann mit dem abwesenden Blick sieht: „Herr Goldschmidt, was machen Sie denn hier?“

Wenn mein Vater diese Geschichte erzählt, seufzt er schwer und schaut mit seinen traurigen Augen in die Runde. Obwohl wir die Tragweite der Frage zuerst nicht erkennen, spüren wir, dass es eine unzulässige Frage ist, die meinen Vater besonders tief verletzt.

Es müssen der Tonfall und das Fehlen jeden Mitgefühls gewesen sein, mit denen dieser Vorsitzende Paul seine Überlebensschuld ungeniert aufs Butterbrot schmiert. Eine achtlose Bemerkung von jemandem, der vielleicht bequem am Rande des Geschehens gestanden und zugesehen hat, wie andere im Schnabel des Storchs verschwanden. Paul antwortet nicht. Er zuckt mit den Schultern, murmelt ein schwaches „tzja“, starrt vor sich hin und wartet auf den folgenden Punkt der Besprechung.

Jedes Mal hat das Lied vom Frosch am Ufer der Rotte eine enorme Wirkung auf uns. Gemeinsam mit meinen Geschwistern warte ich gespannt darauf, mit welcher Wucht er das „Herrgott noch mal“ nun wieder herausbrüllt. Ich stecke mir die Finger in die Ohren, aber nur ganz leicht. Denn obwohl ich mich jedes Mal wieder erschrecke, freue ich mich darauf und genieße den Moment, in dem das Gebrüll meines Vaters die Küche erfüllt. Es ist der einzige Moment bei uns zu Hause, in dem ein Ausbruch toleriert wird.

VERLORENE UNSCHULD

Ich dachte immer, wenn man nur weit genug in meiner Familiengeschichte zurückgeht, taucht irgendwo ein Goldschmied auf. Nein, nicht irgendwo, sondern in Deutschland, meinem Vater zufolge dem Land der schweren Luft. Ich habe dann schnell die Klischeevorstellung eines jüdischen Mannes vor Augen, jemandem mit blassem, ungesundem Gesicht vom drinnen Sitzen, mit langen, schwarzen Korkenzieherlocken und einem schwarzen Hut auf dem Kopf, der einen Kneifer trägt und sich in einem dunklen Zimmerchen über ein Goldstückchen beugt, dass er gerade bearbeitet.

Ich weiß fast nichts über meine Familie. Es gibt da ein paar Tote, ein Lager, und im Übrigen gibt es wichtigere Dinge auf der Welt.

Manchmal überkommt mich der Wunsch, nach meiner eigenen Geschichte zu suchen. Aber jedes Mal unterdrücke ich ihn, denn Geschichten über Juden und den Zweiten Weltkrieg gibt es genug. Es gibt schon wieder so viel neuen Schmerz. Mich auf die Suche nach meiner Familiengeschichte zu machen, erscheint mir dekadent und besitzt schnell einen Opfercharakter. So dringend ist es gar nicht. Außerdem müsste ich dann in den Nebel eintauchen, der meine Familie umgibt.

Erst wenn ich überanstrengt bin, wird meine Neugier geweckt. Wer bin ich eigentlich? Woher komme ich und was hat mich geformt?

Es gibt zwei Interviews, die mein Vater als Überlebender von Bergen-Belsen Mitarbeitern des Museums ‚Gedenkstätte Bergen-Belsen‘ gegeben hat. Das erste Interview ist als schriftlicher Bericht erschienen.¹ Das zweite Interview aus dem Jahre 2000 wurde auf Video aufgenommen.² In diesen Interviews wird mein Vater ausführlich zur Nazizeit und der Zeit im

¹ Interview mit Paul Goldschmidt, 19.08.1994 in Essen, Interview Marva Karrer, Gedenkstätte Bergen-Belsen / Stiftung niedersächsische Gedenkstätte

² Paul Goldschmidt, Zeitzeugen-Interview, 01.03.2000, Interview Hans-Jürgen Hermel, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten / Gedenkstätte Bergen-Belsen / Memo Media Productions

Lager, aber auch zu seinem Leben vorher und nachher befragt. In allen Einzelheiten erzählt er seine Geschichte, die erstarrte Wirklichkeit, aus der viel Schmerz und Scham herausgefiltert sind.

Dank dieser Interviews weiß ich, wo mein Urgroßvater geboren ist und dass ich die Suche nach meiner Familie in dem Land der schweren Luft beginnen muss. Um genau zu sein in Geseke, einem schläfrigen Provinzstädtchen 125 Kilometer nordöstlich von Essen.

Geseke liegt inmitten ausgedehnter Kornfelder und Wälder. Es hat zwei Kirchtürme, die zusammen mit den Schornsteinen der großen Zementfabrik keck in den Himmel ragen. Das Erste, was ich sehe, als ich in das Städtchen hineinfahre, ist ein großes Transparent, auf dem in schreienden, roten Buchstaben steht: ‚WILLKOMMEN ZUM SCHÜTZENFEST‘.

Das Stadtarchiv liegt im obersten Stockwerk eines verlassenen Schulgebäudes. Ich habe einen Termin bei Frau Richter, die mich herzlich begrüßt. Sie verwaltet allein das Archiv, das aus einem Klassenzimmer voller Dokumente und alter Register besteht. Ihr kleines Büro liegt hinter dem Klassenzimmer, sodass sie durchs Fenster alle Bücher, Ordner und Akten im Blick hat.

Frau Richter hat alle relevanten Informationen für mich bereitgelegt. In den zwei Tagen, die ich im Archiv verbringe, lerne ich vieles über das Leben der Juden im Preußen des 18. und 19. Jahrhunderts und über den Schutzbrief, den sich die Juden im 19. Jahrhundert kaufen mussten. Ohne Schutzbrief durfte sich ein Jude nicht in einer preußischen Stadt niederlassen. Ich erfahre, dass ein Jude kein Land besitzen und nur eine begrenzte Anzahl von Berufen ausüben durfte. Und dass Juden, im Gegensatz zu anderen Bürgern, um 1765 einen Nachnamen annehmen mussten, sodass man sie registrieren konnte.

Aus den alten, vergilbten Akten in Frau Richters Archiv ist zu meiner Überraschung zu ersehen, dass nirgends unter all meinen Vorfahren ein Goldschmied zu finden ist. Stattdessen gibt es viele Pferdehändler, Essighersteller, Aufschneider, Vorsteher, Frauenhelden, originelle Köpfe und Fantasten.

Der Pferdehändler Scholum oder Salomon nennt sich 1765 selbst Goldschmidt. Kein nahe liegender Name in einer bäuerlichen Gemeinschaft der groben,

rissigen Hände, der Pferde, Kühe und Mengen von Getreide.

Ich lese, wie Juden dank der Bedrohung durch Napoleon für die preußischen Machthaber an Interesse gewinnen. Ein Teil der Juden ist zum wirtschaftlich wichtigen Faktor geworden. Da sie im Widerstand gegen die heranrückende französische Armee eine Rolle spielen können, stehen sie unter staatsrechtlich höherem Schutz. Im Allgemeinen sind sich Juden und Christen im preußischen Reich recht wohlgesonnen. Doch im Verborgenen schwelt der unter der Bevölkerung immerzu anwesende Juden Hass.

In Geseke gibt es viele wohlhabende Juden. Sie beherrschen den Handel in der Stadt und Umgebung. Im Gegensatz zu den meisten Bauern sind sie nicht von der Ernte abhängig. Misglückt die Ernte mehrere Jahre hintereinander, stehen beinahe alle Bauern bei den Juden in der Kreide.

Jitzchak Goldschmidt, geboren im Jahre 1776, ist der Namensgeber der späteren Firma meines Großvaters, J. Goldschmidt und Söhne. Auch er ist Pferdehändler und durch den frühen Tod seines Vaters Salomon schon in jungen Jahren selbstständig geworden. Jitzchak verfügt über genug Geld, um sich ein Haus am Hellweg zu kaufen, der wichtigsten Handelsstraße des preußischen Königreiches, die sich vom Rhein bis an die Weser erstreckt. Der junge Mann muss eine gute Partie für heiratswillige Mädchen gewesen sein. Doch seltsamerweise fällt seine Wahl auf Kindel Nathan. Kindel ist 34 Jahre älter als Jitzchak. Was macht diese Frau für einen jungen Mann in der Blüte seines Lebens so attraktiv?

Mit einem Archiv der emotionalen Beweggründe kann Frau Richter leider nicht dienen. Bekannterweise ist es ein recht moderner Brauch, aus Liebe zu heiraten. Dass Jitzchak im Jahre 1800, dem Jahr seiner ersten Hochzeit, aus romantischen Erwägungen heraus eine Frau heiratet, die seine Großmütter hätte sein können, erscheint nicht sehr wahrscheinlich. Kann eine Ehe mit Kindel ihm vielleicht zu einem Schutzbrief verhelfen?

Kindel muss eine alte Jungfer gewesen sein. Warum? Vielleicht ist sie eine schlechte Hausfrau. Bestimmt hat sie die typischen hausfraulichen Tätigkeiten schon immer gehasst, auf die die jungen

Mädchen vorbereitet werden und die sie den Rest ihres Lebens ausführen müssen. Ja, das wird es sein. Sie kann die Hausarbeit nicht ausstehen, das Kochen, Einmachen von Obst und Gemüse, Mangeln der Wäsche. Sie hasst die endlosen Sommerabende, an denen von ihr erwartet wird, am Spinnrad zu sitzen, gemeinsam mit den Mädchen und Frauen den Faden unablässig durch die Finger gleiten zu lassen und währenddessen ein Lied nach dem anderen zu singen.

Kindel hat ihre Nase ständig in den Büchern und liest alles, was sie in die Finger bekommt. Die Thora, aber auch Goethe, Schiller und Kant. Viele halten sie für verrückt. Doch auch das stört sie nicht. Kindel geht ihren eigenen Weg. Bis sie dem charmanten Jitzchak begegnet.

Es muss eine aufsehenerregende Hochzeit gewesen sein. Sicherlich wurde viel darüber getratscht. Dennoch stelle ich mir vor, dass es Jitzchak und Kindel zusammen gut geht. Sie sind einander ebenbürtig, und Jitzchak labt sich an Kindels Gelehrtheit. Im Laufe der Jahre verstummen Klatsch und Tratsch und man gewöhnt sich daran, dass der Pferdehändler von seiner Frau mit trockenem Schoß beraten wird.

Allmählich wächst der Respekt vor Jitzchak, sogar so sehr, dass er zum Vorsteher gewählt wird. Ein Vorsteher führt die weltlichen Geschäfte einer jüdischen Gemeinde. Er kümmert sich um die Finanzen, ist verantwortlich für die Mitgliedsbeiträge und die Erfüllung der staatlichen Verpflichtungen. Er ist ein wichtiger Mittelsmann im Kontakt mit nicht-jüdischen Mitbürgern und ein Vermittler zwischen den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde. Ob es um Ehestreitigkeiten geht, die Schulausbildung der Kinder oder finanzielle Uneinigkeiten zwischen Käufer und Verkäufer, bei allem wird der Vorsteher hinzugebeten.

Jitzchak behält seine Funktion fast zwei Jahrzehnte lang. Die Gemeinde bekommt durch diese Wahl den Rat einer weisen Frau gratis mit dazu, auch wenn man hierüber lieber kein Wort verliert.

Im heutzutage verschlafenen Geseke ist Frau Richter nicht die Einzige, die sich tagaus tagein mit der Vergangenheit befasst. Seit 1989 besteht der ‚Arbeitskreis Juden in Geseke‘, der sich intensiv mit der jüdischen Geschichte der Gemeinde beschäftigt. Aus den Akten erfahre ich, dass die größte jemals in Deutschland registrierte Anzahl an Juden Mitte des 19.

Jahrhunderts nicht mehr als ein Prozent der Bevölkerung ausmachte. Ich war immer der Meinung, Deutschland hätte viel mehr Juden Zuflucht geboten und so den Antisemitismus geschürt. In einer Dokumentation der Arbeitsgruppe lese ich, dass Geseke früher die meisten Juden von ganz Westfalen beherbergte, und zwar 150 bei einer Einwohnerzahl von 3000.

Seit 1942 hat das Städtchen keinen einzigen jüdischen Einwohner mehr. Ferdinand Kronenberg, dessen Familie mit einem Lumpenhandel begann und schließlich einen großen und gut laufenden Kolonial- und Textilwarenladen besaß, ist der letzte Jude, der abgeführt wird, nachdem die Nazis ihn gezwungen haben, mit einer Zahnbürste die Straßen zu reinigen.

In den 50er Jahren ist die Synagoge abgerissen und das Archiv, indem die Geschichte ihrer Gemeinde aufbewahrt wird, vernichtet. Offenbar wurde es nicht länger für wichtig erachtet. Erst die kleine Arbeitsgruppe bemüht sich wieder darum, das frühere jüdische Leben der Stadt zu dokumentieren und den jüdischen Einwohnern soweit wie möglich einen Namen, ein Gesicht und eine Geschichte zu geben.

Herr Kersting, aktives Mitglied der Arbeitsgruppe und pensionierter Lehrer, nimmt es auf sich, mir das Städtchen zu zeigen. Auf einem Zettel hat er alle Namen der Juden notiert, die zu damaligen Zeit Isaac Goldschmidts Nachbarn am Hellweg waren. Das Haus am Hellweg 10 ist ein großes Fachwerkhaus aus weißem Lehm und braunen Holzbalken. Zur Straße hin hat es zwölf Fenster und eine eindrucksvolle Holztür. An der Rückseite steht ein großer Stall, in dem nicht nur eine Menge Pferde untergebracht werden konnten, sondern auch Platz genug für alle beim Beruf des Pferdehändlers anfallenden Tätigkeiten war. Jetzt beherbergt das Gebäude einen Imbiss.

Herrn Kersting zufolge gehören zu Jitzchaks Nachbarn die Kronenbergs, Lumpenhändler, und die Rosenthals, Sterns und Aronsteins, Getreide- und Pferdehändler und folglich Konkurrenten und Kollegen. Ein Stück weiter die Straße hinauf betreibt Samuel Oppenheimer zusammen mit seiner Schwester einen Gemischtwarenladen. Er ist klein, fast ein Zwerg, und hat eine Pfeife, die beinahe genauso lang ist wie er selbst. Er gehört dem Raucherklub ‚Blaue Wolke‘ an, der sich regelmäßig im Wirtshaus trifft. Und Bernhard

Rosenthal, der nicht verwandt ist mit dem Getreidehändler, ist ein kleiner, schwerhöriger, etwas unbeholfener Mann, ein Kürschner von Beruf. Er macht Mützen, Hüte, Schals und Krawatten und besitzt aufgrund seiner Schwerhörigkeit die unangenehme Eigenschaft, viel zu laut zu sprechen. Er gehört zu den ärmeren Leuten am Hellweg und ist wie **Isaac** kinderlos.

Kindel stirbt am 8. Juli 1829 im Alter von 87 Jahren an einer Lebensmittelvergiftung. Vielleicht war sie sich im Klaren darüber, dass ihr Tod Jitzchak die Chance gibt, noch Vater zu werden. Dieser Wunsch wird im Laufe der Jahre immer stärker geworden sein. Zunächst standen Jitzchaks Geschäft, sein eigener Werdegang und sein Amt als Vorsteher im Mittelpunkt. Doch mit zunehmendem Alter muss ihm schmerzhaft bewusst geworden sein, dass es niemanden gibt, an den er all seine Errungenschaften weitergeben kann.

„Trauere nicht zu lange, wenn ich gestorben bin“, hat ihm Kindel vielleicht aufgetragen. „Heirate eine junge Frau und Sorge dafür, dass du Vater wirst. Du wirst ein guter Vater sein, auch wenn du schon ganz schön alt sein wirst.“ Vielleicht grinste sie dabei.

Original: S. 11-23

Übersetzung: Judith Dörries
j.doerries@googlemail.com